In Dunkel gehüllt.

Roman von A. Wilcken.

(31. Fortsetzung).

Neunzehntes Kapitel.

„Timm", sagte Kriminalkommissar Pent am folgenden Tage zu dem Geheimpolizisten, mit welchem er nun schon eine Reihe von Jahren in bester Harmonie zusammen arbeitete, „Timm, so weit wären wir nun. Und sollten Sie etwa fragen: „Wie weit?" so lassen Sie sich sagen, daß es genau so weit ist, wie es vor der Zeit war, ehe wir mit der Jagd nach diesem Maler und seiner Dulcinea begannen. Nämlich, nach meiner Meinung, sind diese beiden Menschen so unschuldig an dem Morde wie Sie und ich. Aber nun passen Sie mal auf, Timm. Wir müssen baldmöglichst erfahren, wer der freundliche Spender des Militärpasses ist, in dessen Besitz sich Hugo Lafrentz befand. Hans Schwerdtfeger, gebürtig aus Reichenbach, Regierungsbezirk Liegnitz, hat als Einjähriger bei dem 36. Infanterie-Regiment in Halle a. S. gestanden. Das muß ja herauszukriegen sein."

„Wird gemacht, Herr Kommissar."

„Denn sehen Sie mal, es ist ja offenbar von Hans Schwerdtfeger sehr nett, in dieser aufopfernden Weise gegen einen andern Menschen vorzugehen, allein als gebildeter Mann mußte er sich doch der Tragweite eines solchen Schrittes einigermaßen bewußt sein. Hatte er nun ein Interesse an dem Verschwinden des Malers? Auf alle Fälle liegt hier eine strafbare Handlung vor, die näher untersucht werden muß."

So arbeitete der Apparat der Sicherheitspolizei an der Aufklärung der Ermordung der Frau von Hunn unermüdlich in aller Stille weiter.

Und im Publikum blieb das gleiche Interesse an dem Falle rege, der so seltsame Zickzacksprünge machte.

Man sah gespannt weiteren Berichten entgegen, die allerdings erst die folgenden Tage bringen konnten.

Der Regierungsrat war manche Stunde bei Jutta Schwerdtfeger gewesen. Da fand diese, die bei dem Bruder einer eigentümlichen Abwehr begegnete, wenn sie über den Fall Hunn mit ihm sprechen wollte, denn hinreichend Gelegenheit, ihren Gedanken Worte zu leihen.

Noch lag freilich bei dem verhafteten Paare das Motiv der Tat für die Oeffentlichkeit in völligem Dunkel, doch wer vermag ein solches Netz von Intrigen und Gemeinheit überhaupt zu durchdringen? Es hieß abwarten.

Und Jutta dachte über die Angelegenheit viel nach, so daß sie der Schlaf floh. Welch' sonderbaren Sprünge machten doch diese Gedanken die sich, wenn rings umher die Nachtruhe herrschte, ganz von selbst einstellten.

Da trat Liselotte vor das geistige Auge der älteren Dame; Baron von Lüderitz, den sie nicht kannte, dessen tragisches Geschick ihr weiches Herz jedoch stark bewegte. Auch Leonie Ollenschläger passierte in ihrer blendenden, bezaubernden Anmut gaukelnd den Horizont ihrer Gedankenwelt, lächelnd, froh. „Ach, ihr Armen, was macht ihr euch für Sorgen! Weshalb? weshalb?"

Jutta sah Milli von Hunn, die Freundin ihres Herzens, auf dem Totenbette, kalt und stumm, aus der Fülle eines reichen Lebens plötzlich in das Dunkel des Todes gestoßen. Und auch ihr drängte sich die Frage auf: „Weshalb? oh weshalb?".

Dann kam Georg Ollenschläger; sie hatte ihn im Krankenhause ein paarmal besucht — eine Ruine. An seine Seite trat Max, ihr herrlicher Max. Welch' ein glückseliges Leben hätten sie Seite an Seite wie zwei gute Kameraden führen können. Wie zwei gute Kameraden, die sich liebten, die ihr Herzblut für einander hingegeben. Und die doch nicht zu einander gekonnt. Oh Lebensschicksale! Oh Irrungen und Wirrungen!

Und zwischen all diesen Gestalten schob sich das lachende Gesicht ihres Bruders.

Hans, ihr Sorgenkind, ihr kleiner Abgott. Wie treulich hatte sie über ihm gewacht, wie ihn umsorgt, und war doch nicht imstande gewesen, ihn zu halten. Hatte sie ihn nicht gestern noch am Abend an sein ihr kürzlich gegebenes Versprechen erinnern müssen? Und in welcher Verfassung war er nach Hause gekommen? Sie war in sein Zimmer geschlichen; mit Stiefeln und Sporn hatte er auf dem Bette gelegen und geschnarcht mit offenem Munde, dem ein widerlicher Alkoholgeruch entströmte — sinnlos betrunken.

Heute war er daheim. Den ganzen Tag war er fast gar nicht zum Vorschein gekommen, er arbeitete [illegible]

[illegible] Juttas Lippen Seufzer [illegible] er entfloh, öffnete sich leise [illegible] die Tür.

„[illegible] Du schon?"

„[illegible] ich Dir nicht noch ein alter Junge?"

„Bleibe nur liegen, Jutta," suchte Hans seine Schwester zu beschwichtigen, allein seine Stimme klang ihr fremd. „Sieh', ich setze mich hier auf Dein Bett. Ich habe Dir was zu sagen. Willst Du ruhig bleiben?"

„Ja Hans," sagte Jutta, während ihr Herz doch stürmisch in der Brust klopfte und ihr das Liegen erschwerte.

Hans zuckte in starker Verlegenheit an der Bettdecke seiner Schwester herum. Dann sagte er: „Jutta, ich habe dem Maler meine Papiere gegeben, damit er fortkäme."

„Du Hans? Kanntest Du denn den Maler?"

„Ja, Jutta, und er hat den Mord nicht begangen."

„Das sagt er Dir, mein Junge und Du glaubst ihm."

„Nein, er ist nicht der Mörder! Und als er mir da eines Tages seine Not klagte, nämlich als der Kerl sich bei ihm mit der Forderung einstellte, und er den Gedanken an Flucht erwog um sich zu retten, da bestärkte ich ihn in seinem Vorhaben. Ich sagte ihm, meine Papiere stünden ihm zur Verfügung, wir haben so ziemlich die gleiche Statur. Er sollte mir den Paß aus Amerika wieder schicken. Das versprach er, und es wäre sicherlich alles gut gegangen, wenn sich der Mensch nicht das Frauenzimmer aufgehängt hätte. Wie konnte er in der Stunde der Angst und Not an ein Frauenzimmer denken, das in seiner Gemeinheit und Würdelosigkeit nicht wert ist, ihm die Schuhriemen zu lösen? Denn Hugo Lafrentz ist ein prächtiger Mensch!"

„Hans, Hans, was hast Du Dir da eingebrockt!" klagte Jutta. „Dir und mir!"

„Ja, meine arme Jutta, Du tust mir leid. Daß Du Dich so in mir geirrt; denn bei allem, was ich schon getan, faßt Du immer wieder nur die guten Seiten in mir."

„Dein Herz ist auch gut, Hansi wennschon Du ein leichter Vogel bist" sagte Jutta warm. „Und es tut mir nur leid, daß ich nicht besser habe über Dich wachen können. Sieh, als die sterbende Mutter Dich mir ans Herz legte, da war ich so voller Hoffnung für Dich."

„Ja, Du Gute! Und Du hast noch gehofft, als der verlorene Sohn das Zuchthaus verlassen und wieder bei Dir unterkroch. Ich habe Dein ganzes Leben durch meinen sträflichen Leichtsinn verpfuscht."

„Sprich nicht darüber, Hans, das ist verwunden."

„Ich muß sprechen, heute Abend will ich sprechen. Als ich damals in Frankfurt das viele Geld unter meinen Fingern fühlte, stieg die Verfuchung in mir auf, Jutta! Ich unterschlug's, ich fälschte die Wechsel —"

„Hans, laß das, Du hast Deine Strafe dafür verbüßt"

„Mit Recht, Jutta! Als mich dann die Zuchthausmauern aufnahmen, sah ich es erst ein, wie tief ich gesunken und daß ich Dein Glück zertrümmert hatte. Da habe ich bereut. Und dann habe ich mich gehalten, Jutta denn ich habe Dich sehr, sehr lieb!"

„Ich weiß es, mein Junge!"

„Nicht wahr, Schwester, und wir haben trotzdem uns das Leben ganz gemütlich eingerichtet. Und sind auch so weit zufrieden gewesen. Aber dann kam's doch wieder über mich, Jutta! So eine Art Eifersucht, so eine Art Gier!"

„Eifersucht, Hansi? Auf wen? Immer noch auf den Regierungsrat?"

„Nein, Jutta, auf Milli Hunn!"

„Was tat Dir denn Milli?"

„Nichts tat sie mir. Nur daß sie Dich mir so viel entzog. Und mit jedem Jahr mehr. Ihr verwuchset immer fester miteinander. War sie nicht hier, so warst Du in Horn. Im Sommer nahm sie Dich monatelang auf Reisen!"

„Gönntest Du Deiner Schwester die Zerstreuung nicht, Hans?" fragte Jutta vorwurfsvoll.

„Dir gönnte ich sie schon, aber nicht ihr. Sie konnte für ihr Geld alles haben, alles, sogar meine Jutta. Das peinigte mich bis zur Raserei. Ich wollte Dich für mich allein haben —!"

„War das nicht sehr egoistisch?"

„Wohl, das mochte es gewesen sein! Ich war eben eifersüchtig auf Milli von Hunn."

Das stieß Hans Schwerdtfeger trotzig, wie ungeduldig über die diesen Einwürfe seiner Schwester hervor.

„Und da, Jutta, da —" — seine Stimme wurde zögernd — „da sagte ich mir, wenn Milli von Hunn tot wäre, dann gehörtest Du mir ganz allein. Dann hörte der Verkehr auf die Reisen hörten auf. Da aber Deine Freundin so schmählich reich war, wie ich glaubte, so war ich gewiß, sie würde Dir eine Summe vermacht haben, damit Du die Reisen nicht zu entbehren brauchtest. Sie hatte doch für das kleinste ein wachsames Auge und einen regen Sinn. Dann würdest Du mit mir Reisen machen, während ich nun bloß so hinterher Trübsal blasen konnte. Ich sehe ein, ich hatte mich geirrt, wie denn überhaupt mein ganzes Leben ein einziger großer Irrtum war!"

„Nun könntest Du doch zur Ruhe kommen, Hans," sagte Jutta ganz klanglos. „Nun ist doch die arme Milli tot."

„Ja, tot ist sie!"

Hans sprang auf. Er machte einen Gang durch das Zimmer; da es aber stockfinster war, stieß er an einen Stuhl; der fiel polternd zur Erde. Da setzte sich der exaltierte Mann wieder.

„Du meinst, ich könnte zur Ruhe kommen? Ja, gebt ihr mir denn Zeit dazu? Ist nicht alles und alles dagegen angetan, mir meine Ruhe zu rauben? Nein, ich komme nicht zur Ruhe! Alles hat sich gegen mich verschworen. Und die Polizei ruht doch nicht eher, als bis sie den wirklich Schuldigen hat."

„Hans, redest Du irre?"

„Habe ich noch nicht genug geredet? Hast Du mich noch nicht verstanden? Weder Manfred Scheurer noch der Maler Hugo Lafrentz ist der Mörder, ich, ich habe Milli von Hunn getötet."

Jutta war empor gefahren. Mit beiden Armen griff sie in die Luft. Dann sank sie mit einem Wehlaut zurück.

Und es kam jammernd aus den Kissen heraus: „Hans, mein lieber Bruder, mein Sorgenkind, dem ich Mutter Schwester, Freundin war o Hans, nein, Hans, das ist nicht wahr Das hast Du nicht getan."

„Ich tat es, Jutta. Und sieh mal, wie schlecht ich war und wie raffiniert ich zu Werke ging," sagte Hans in selbstquälerischer Manier. „Ich fuhr am Sechsten abends nach Horn hinaus, überbrachte eine Bestellung von Dir, daß Ihr Euch am nächsten Tag im Alsterpavillon treffen wolltet wie ihr es manchmal tatet, wenn ihr Besorgungen gemeinsam zu machen hattet. Und dann bat ich Frau von Hunn, mir die Antwort ein bißchen aufzuschreiben, da sie die Zeit bestimmen sollte. Sie war auch stets so genau, sie setzte sich an den Schreibtisch und schrieb mir ein paar Worte an Dich auf. Und da — Jutta — da gab ich von hinten einen Schuß auf sie ab."

Jutta sagte gar nichts mehr Stumm und gelähmt lag sie in ihrem Bett.

Und als die Stille unheimlich zu wirken begann, schrie Hans auf „Jutta, Jutta, ich war wahnsinnig Wenn Du wüßtest, wie es wochenlang, jahrelang in mir gewühlt, welche Berge von Haß und Neid sich in mir aufgetürmt hatten! Jutta, es war doch nur meine Liebe zu Dir die mich zum Verbrechen trieb."

„Du irrst, Hans, es war Egoismus, es war Dein durch und durch verdorbener Charakter," rief Jutta hart.

„Jutta, sage mir ein Wort, ein gutes Wort —"

„Nein. Es gibt eine Grenze in der Liebe und im Haß. Geh Hans, ich habe nichts mehr mit Dir zu schaffen."

Hans ging nach diesem Bescheid wortlos hinaus. Jutta richtete sich in ihrem Bett auf.

Sie horchte angstvoll in die Stille der Nacht hinaus.

Sie wartete auf etwas.

Das war so natürlich; das war der Abschluß eines gänzlich verpfuschten Daseins.

Und horch! Es knallte ein Schuß

Jutta warf die Decke ab, sprang aus dem Bett und fuhr mit zitternden Händen in die Kleider. Dann schritt sie ganz zerschmettert in das Zimmer ihres Bruders hinüber.

Hans lag ausgestreckt auf dem Teppich. In der Hand hielt er die Pistole; aus dem Munde quoll ein Strom von Blut hervor.

Jutta kniete neben dem Toten nieder. Sie strich behutsam über seine Stirn.

„Nun ist auch das vorbei," flüsterte sie. „Nun bin ich ganz allein."

Dann faltete sie die Hände und betete.

Erblich erhob sie sich, legte ihren Mantel um, setzte den Hut auf und taumelte zu einem Arzt.

Sie zog die Nachtglocke.

Oben öffnete sich ein Fenster.

„Wer ist da?"

Jutta nannte Namen und Adresse.

„Mein Bruder hat sich soeben in seinem Zimmer erschossen," erklärte sie. Und es fror sie bis ins Mark hinein.

„Der Herr Doktor wird sofort zur Stelle sein."

(Fortsetzung folgt).

— Unmögliches verlangt. Doktor: „Meine Gnädige, bei Ihrem nervösen Zustand wird es gut sein, wenn Sie so wenig als möglich sprechen. . ."

Dame: „O weh, dann muß ich also nervös bleiben!"

— Bescheiden. Herr (seinen Diener von dem Probewein kosten lassend): „Was meinen Sie, Jean, ob ich diese Marke bestelle?"

Diener (verlegen die Achsel zuckend): „Ja, Sie müssen's wissen. gnä' Herr. . . Sie trinken ja schließlich ebensoviel davon wie ich!"

— Ermüdet. Gatte (abends um neun, vorwurfsvoll): „Jetzt liegst Du schon seit diesem Morgen 11 Uhr auf dem Sofa und liest Romane!"

Frau (gähnend): „Ja, Du hast recht . . . . ich werde ins Bett gehen!"

Eine verlorene Handschrift.

Eine merkwürdige Geschichte von Franz Ledermann.

Ein deutscher Philologe von einigem Ansehen, Dr. Ottokar Meyer mit Namen, weilte seit längerer Zeit in Alexandrien, um in den dortigen öffentlichen und privaten Bibliotheken nach alten Manuskripten zu forschen.

Als er eines Abends, müde des vergeblichen Suchens, die Staatsbibliothek verlassen hatte, führte ihn sein Spaziergang in die Vorstadt Pela. Während er dort in Beobachtung des bunten orientalischen Lebens die Gassen durchwanderte, fiel sein Blick wie von ungefähr auf eine alte, baufällige Hütte. Sie war offenbar vor sehr langer Zeit teilweise eingestürzt und dann von ihren Bewohnern verlassen worden, ohne daß sich jemand weiter um sie gekümmert hätte. Der Gelehrte trat mit Interesse näher und entdeckte bald eine schadhafte Tür, die sich ohne Mühe öffnen ließ und den Eintritt in das Innere gestattete. Er trat hinein und überzeugte sich mit kurzem Blick, daß der Innenraum, jeder Einrichtung bar, nur aus den kahlen Wänden bestand. Schon wollte er die Hütte wieder verlassen, als sein Auge auf etwas Glänzendem haften blieb, das aus der Fülluno eines geborstenen Pfeilers hervorragte. Von erklärlicher Neugier getrieben, griff Meyer danach und hielt eine länglichte Metallkapsel in den Händen, die sich ohne Schwierigkeit öffnete und der er einen gerollten Papyrus entnahm.

Mit pochendem Herzen rollte der Forscher seinen Fund auf. Wer beschreibt seine Verwunderung und sein Entzücken, als er bemerkte, daß er es mit einem kompletten Exemplar der römischen Geschichte des Livius zu tun hatte, einem Werk, das seit dem Mittelalter für die wissenschaftliche Welt bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangen ist!

Als er sich von der ersten Erregung erholt hatte, verbarg er den Schatz sorgfältig unter seinem Rock und begab sich eiligst nach seiner Wohnung die er bei einer griechischen Witwe in der Nähe des Hafens innehatte.

Zu Hause angekommen, entzündete er seine Studierlampe und entfaltete die Urkunde denn er empfand den glühenden Wunsch, sie noch an diesem Abend vollständig zu lesen und die Wonne zu kosten, als erster moderner Mensch die sagenumwobene älteste römische Geschichte in authentischer Darstellung zu genießen.

Seine Absicht konnte er aber nicht zur Ausführung bringen. Mochte der herbe Geruch des Papyrus die Ursache sein oder trat nach der Aufregung der letzten Stunde die natürliche Reaktion ein — er fühlte sich von einem plötzlichen Schwächeanfall gepackt und schlief ein.

* * *

Er mochte etwa zehn Minuten geschlafen haben, als er durch ein sonderbares Geräusch geweckt wurde, über dessen Herkunft er sich zunächst keine Rechenschaft geben konnte. Bald aber bemerkte er beim Schein des Mondes, der sein Zimmer mäßig erhellte, daß die Unruhe von der Papyusrolle ausging. Mit Schrecken und Verwunderung mußte er sehen, daß die Rolle auf dem Tischchen krampfhaft, gewissermaßen in Zuckungen, hin und her rollte, sich aufbauschte und zeitweise die Form veränderte, ganz als ob ein lebendiges Wesen sich darin befände, das mit allen Kräften seine Hülle zu zersprengen trachtete. Und endlich gab der Deckel mit leichtem Knallen nach, und aus der Oeffnung tauchte die winzige Gestalt eines Menschen in antikem Gewande auf, der schnell zur Lebensgröße erwuchs, mit leichtem Sprunge das Tischchen verließ und neben Meyers Lager trat.

„Livius!" hauchte der Gelehrte, der den geheimnisvollen Vorgang mit wachsender Verwunderung beobachtet hatte.

Der rätselhafte Fremdling machte eine anmutige Verbeugung, und forderte Meyer auf, ihm zu folgen.

Dieser wollte mit Rücksicht auf seine mangelhafte Bekleidung einen Aufschub erbitten, aber der Römer schlang mit entschiedener Bewegung seine Toga um ihn. Meyer fühlte, wie ihm der Boden unter den Füßen entschwand, und ein kühler Wind verriet ihm gleichzeitig, daß sie das Zimmer verlassen haben mußten und sich im Freien befanden. Von seiner Umgebung vermochte er aber trotz aller Anstrengung in der Dunkelheit nichts zu erkennen.

„Wohin fliegen wir?" wagte er endlich schüchtern zu fragen.

„Ins Land der Zukunft", lautete die kurze Antwort.

„Kann man denn in die Zukunft blicken?" fragte Meyer etwas mutiger.

„Wer die Vergangenheit kennt, kennt auch die Zukunft", entgegnete der Römer. „Jetzt schweige und merke wohl auf."

Der Gelehrte bemühte sich, mit seinen Sinnen die Umwelt zu durchdringen. Er hatte den Eindruck, daß die Finsternis etas nachließ. Sie glitten scheinbar in einem schmalen Hohlweg dahin, dessen Wände sich wie mächtige Häuser in greifbarer Nähe rechts und links erhoben. Das Merkwürdige war nun, daß diese Häuser nicht stillstanden, sondern wie gewaltige Schiffe in ruhiger Fahrt rechts und links an ihnen vorüberglitten.

Nach einigen Sekunden machte er die weitere Entdeckung, daß diese Hausreihen nicht vollständig dunkel waren, sondern hier und da verschwommene Lichtpunkte, wie gedämpft erleuchtete Fenster, besaßen. Er gab sich jetzt Mühe, genauer hinzublicken, und bemerkte, daß die Lichtstrahlen von Studierlampen mannigfacher Art ausgingen, die auf Tischen und Pulten standen. Vor diesen saßen Männer mit ernsten, brillengeschmückten Augen und zerzausten, strähnigen Haaren. Rechts und links von ihnen waren dicke Bücher aufgetürmt, aus denen sie dauernd Auszüge herzustellen schienen. Auch glaubte Meyer das Kratzen ihrer Federn, wenn sie Notizen machten, wie einen feinen, singenden Rhythmus zu hören. Von Zeit zu Zeit ließen die Gelehrten die Feder müde sinken, fuhren mit der Hand über die Stirn und murmelten, während ein sehnsüchtiges Lächeln über die gefurchten Züge glitt, ein kurzes Wort, immer das gleiche, welches Meyer aber niemals recht verstand.

„Wer sind diese, und was tun sie?" fragte er endlich seinen schweigsamen Begleiter.

„Das sind die Philologen der künftigen Zeiten aus aller Herren Ländern. Durch deinen Fund ist die Geschichte und Philologie auf eine neue Basis gestellt. Ein Jahrhundert wird nötig sein, um die Fülle des Neuen dem altbekannten ebenbürtig durchzuarbeiten. In Hunderten von Kommentaren wird diese Riesenarbeit vollbracht. Der „Papyrus Meyer," mein von dir neu entdecktes Werk bildet die Lebensbeschäftigung aller dieser Tausende. Als deine Diener, als Verkünder deines Ruhmes sind sie jahraus, jahrein tätig, und das Rätselwort, das ihre Lippen in den kargen Momenten der Ruhe aussprechen, in einem Gemisch von Bewunderung und Neid es lautet: Meyer!"

Unsern Gelehrten ergriff bei diesen Worten ein unsägliches Glücksgefühl. Er merkte, wie ihm die Tränen kamen, so daß er im Uebermaß der Ergriffenheit einen Moment die Augen schließen mußte.

Als er sie wieder öffnete, sah er noch immer rechts und links die Lampen aufleuchten und in ihrem Schein eifrig arbeitende Menschen, zugleich aber machte er die merkwürdige Entdeckung, daß die Gesichter nicht mehr den früheren ähnelten. Er erblickte Knaben und Jünglinge, elend und abgespannt, die mit nervösen Händen dicke Folianten wälzten, während ihre geröteten Augen auf dem Buch gerade vor ihnen hafteten. Von Zeit zu Zeit schlossen sie, wie von Müdigkeit überwältigt, die Augen und stützten den Kopf mit der Hand, während ihr Mund voller Bitternis ein Wort vor sich hin murmelte.

„Und wer sind diese?" fragte mit einem Gefühl des Unbehagens der Gelehrte.

„Das ist die Jugend, die die neu aufgefundenen Liviusbücher präpariert," erwiderte sein Begleiter, „durch deinen Fund hat sich der zu bewältigende lateinische Lehrstoff verdoppelt. Zwei neue Unterrichtsstunden mußten täglich neu eingefügt werden. Müde und überarbeitet hocken die Jünglinge während der Nacht über den Büchern. Mehr als je fühlen sie sich um ihre Jugend betrogen, und das Wort, das ihre bitteren Lippen in den kurzen Ruhepausen, die sie sich gönnen, murmeln, es lautet: Meyer!"

Und plötzlich hatte der Gelehrte das Gefühl, als wenn die Häuser rechts und links auf ihn eindrängten; immer intensiver strahlten die Lampen; auf allen Seiten sah er bleiche, überspannte Jünglingsgesichter, und aus aller Munde tönte ihm das furchtbare Wort entgegen. Kaltes Entsetzen lief ihm über den Rücken. Er hatte plötzlich die Angst, daß sein Gefährte ihn hilflos seinen Feinden preisgeben könnte. Mit verzweifelter Kraft griff er in die Toga . . .

Da gab es einen starken Knall, und Meyer erwachte.

Das erste Dämmern des Tages drang durch das Fenster. Alles im Zimmer war unverändert, nur das Tischchen mit der Kapsel war durch eine heftige Armbewegung des Schläfers umgestürzt. —

In der Frühe des Morgens schlich ein gebeugter Mann mit müden Schritten durch die Vorstadt Pela. Unter seinem Mantel hielt er einen länglichen Gegenstand verborgen. Als er in die Nähe einer zerfallenen Hütte gelangt war, sah er sich einen Augenblick nach allen Seiten scheu um. Dann, sicher, nicht beobachtet zu werden, ging er in das Innere der Hütte, die er wenige Sekunden später ohne jenen Gegenstand wieder verließ. Mit gesenktem Haupt schlich er dann langsam zum Hafen herab, um das nächste Schiff nach Europa zu besteigen.

Man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Wahrscheinlich hat er einen an diesem Tage abgehenden italienischen Dampfer benutzt, der den im östlichen Mittelmeer häufigen Herbststürmen zum Opfer gefallen ist. —

Und die Gelehrten der ganzen Welt, denen für die Kenntnis der älteren römischen Geschichte jede sichere Unterlage fehlt, sie ahnen nicht, daß in einer eingefallenen Hütte der Vorstadt Pela bei Alexandrien, in der Höhlung eines Pfeilers ein komplettes Exemplar der römischen Geschichte des Livius liegt, die all ihre Zweifel in einem Augenblick lösen könnte.

Einfach pittoresk sind die neuen Moden. Das hier illustrierte Kostüm könnte aus einem alten Porträt hervorgetreten sein, so reizend pittoresk und altmodisch ist es. Das Kleid aus blauem Brokat ist über einem Unterrock aus einfachem, rauchgrauem Satin drapiert, und die Aermel aus dem grauen Satin sind in niedrige Armlöcher eingesetzt. Ein auf Draht befestigter Medici-Kragen steht hinten auf dem Met-Joch, und dieser Kragen ist mit einem Band von sehr feiner Maschinenstickerei über blauem Samt gelegt, gefüttert. Ein ähnlicher Besatz ziert die langen Aermel. Geknöpfte Stiefel aus mattem Kid mit Oberteil aus grauem Suede harmonieren mit dem Kostüm.

Könige a. D.

Exotische Fürstlichkeiten, die viel Geld kosten.

Die französischen Steuerzahler haben unlängst wieder mit Bedauern bei der Beratung des Staatshaushalts erfahren müssen, daß ein gut Teil der Einkünfte der Republik zur Besoldung „pensionierter" Fürstlichkeiten dient. Selbstverständlich sind diese Fürstlichkeiten alle mehr oder minder exotisch, aber im Herzen eines echten und rechten Republikaners muß es doch rumoren bei dem Gedanken, daß diese exotischen Herren für nichts und wieder nichts alljährlich Tausende von Franken verschlucken.

Am freigebigsten hat man sich dem Letzten der Schar, Mulay Hafid, gegenüber gezeigt, der erst in jüngster Zeit sein Zeptere „freiwillig" in die Hände des französischen Präsidenten gelegt hat. 375,000 Frank jährlich sind kein „Pappenstiel", wenn auch diese Summe nicht im entferntesten an die Zivilliste heranreicht, die Mulay Hafid einstmals sich aus eigenen Gnaden von den marokkanischen Staatseinkünften aneignete. Aber Frankreich fährt trotzdem noch ganz gut dabei! Bei weitem nicht so viel Federlesens hat Marianne seinerzeit mit Said Ali, dem Sultan von Groß-Comoro, gemacht. Ehemals — es sind nun schon 20 Jahre her — wurde er offiziell der „Freund" Frankreichs genannt, was die Franzosen aber schon nach unglaublich kurzer Zeit nicht hinderte, ihn eines Tages unter der etwas an den Haaren herbeigezogenen Beschuldigung, einen Mordanschlag gegen den französischen Gouverneur ausgeheckt zu haben, gefangen zu setzen und ihn, als er sich weigerte abzudanken, zu deportieren. Aber „es gab noch Richter in Frankreich". Der „Staatsprozeß" wurde von neuem aufgewickelt und das Ende vom Liede war, daß Said Ali eine jährliche Pension von 30,000 Franken seitdem bezieht. Um ihm außer dieser pekuniären Entschädigung auch ein ehrenvolles Pflaster für sein blutendes Herz zu geben, wurde er großmütig von Marianne zum Offizier der Ehrenlegion ernannt.

Wohl am sympathischsten unter den exotischen Fürstlichkeiten, denen sie eine Pension zu zahlen haben, ist den Franzosen die Königin Ranuvalo, die einstmals in Madagaskar das Szepter führte. Nun lebt sie schon seit fünfzehn Jahren im Exil. Im Laufe der Zeit ist die Wunde, die die Franzosen ihrem königlichen Herzen geschlagen haben, anscheinend vernarbt. Auch die Franzosen selbst haben sich nachgiebiger gezeigt, als in den ersten Jahren, und so darf denn die Exkönigin alljährlich von Algier aus eine Reise nach Frankreichs lieblichen Gefilden antreten und dort einen Teil ihrer jährlichen Pension von 50,000 Franken — anfangs betrug sie sogar nur 25,000 Franken — verzehren.

Behanzin, der König von Dahomey seligen Angedenkens, hat, nachdem er die Herrscherfreuden und Leiden genugsam durchgekostet hatte, still und unrühmlich in Algier sein Leben beschlossen. Sein nächster Abkömmling bezieht heute auch eine französische Pension, aber nicht, weil das Blut der Könige von Dahomey in seinen Adern rollt, sondern weil er als — französischer Marinesoldat in drei großen kolonialen Schlachten sein Blut für die einstigen Feinde seines Volkes vergossen hat. Einem anderen Herrscher in Dahomey, dem König Agoliaglo von Porto-Novo, erging es nicht viel besser als seinem „Bruder" Behanzin. Ja, er mußte im Jahre 1900 bei seiner Abdankung noch einen schönen Brillantring, den ihm Marianne seinerzeit bei seiner Thronbesteigung verehrt hatte, an die Treulose wieder zurückgeben, und das soll, wie Augenzeugen zu berichten wußten, ihm die bitterste Pille gewesen sein. Am besten in das Schicksal gefunden hat sich die kleine Sultanin von Moheli, Salima Machimbu, die mit ihren 3000 Franken jährlicher Pension ein Leben voll Glück und Zufriedenheit genießt.

Auch die einstigen Herrscher Annams sind dem französischen Staatssäckel zur Last gefallen. Than-Thai, der einer der grausamsten und blutdürstigsten Tyrannen auf Herrscherthronen, der besonders in seinem Harem furchtbar wütete, gewesen ist, lebt jetzt im Exil und hat dort eine jährliche Pension von 30,000 Franken zu verzehren. Seinem ebenfalls entthronten Vorgänger auf Annams Throne, der in Algerien lebt, waren seinerzeit jährliche Einkünfte von 80,000 Franken zugesagt worden. Hatten die Franzosen den „König der Nalus und Oberherrscher der Südflüsse" in schimpflichster Weise mit einer jährlichen Pension von 1200 Franken abgespeist, so wollen sie seinem Sohne, der seit langer Zeit in der französischen Hauptstadt selbst vor den Gerichten um seine Rechte kämpft, jetzt eine höhere Pension bewilligen. Am elendesten ist aber wohl der Abkömmling der guineeischen Linie daran, der sich sein Brot als Dolmetscher bei einer Akrobatentruppe von — welche Ironie des Schicksals! — Negern aus Französisch-Guinea verdienen muß.

— Gerechte Entrüstung. Wirt (zornig zum Kellner): „Nehmen Sie dem Kerl mal die Zahnstocher weg, Jean! Drüben im Restaurant hat er zu Mittag gespeist, und zu uns kommt er sich die Zähn' reinigen!"

— Beleidigt. Laufbursche: Hier sind die Eier, die Sie zum Kuchen bestellt haben, gnädige Frau! — Hausfrau (ohne sich umzudrehen): Danke; legen Sie sie nur da auf den Tisch. — Laufbursche: Sie irren, gnädige Frau! Ich bin nicht das Huhn, ich bin der Laufbursche vom Kaufmann da drüben!

— Ja so! A.: Aus welchem Grunde ist denn der Vegetarianer Pflanzl aus dem Verein der Fleischfeinde ausgestoßen?

B.: Ja, weißt du, der ist attrapiert worden, wie er in der Zeitung einen Aufsatz über Fleischnot gelesen hat.